

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hermanson, Marie
Muschelstrand/ Der Mann unter der Treppe

Zwei Romane
Aus dem Schwedischen von Regine Elsässer

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4100
978-3-518-46100-6

suhrkamp taschenbuch 4100

In ihrem Bestseller *Muschelstrand* erzählt Marie Hermanson die magische Geschichte dreier Frauen, deren Leben anders verläuft als erwartet. Ein Buch »für Leser, die spannende Geschichten mit psychologischem Tiefgang lieben! – ein packender Roman!« (*Norddeutscher Rundfunk*)

In ihrem packenden, abgründigen Psychothriller *Der Mann unter der Treppe* verwandelt Marie Hermanson den Traum von der heilen Familie in einen mörderischen Alptraum: Frederik hat alles, was man sich wünschen kann: einen sicheren Job, eine wunderbare Frau, zwei nette Kinder und ein Haus in paradiesischer Lage. Doch plötzlich bekommt die Idylle Risse. Wer ist dieser Kerl, der behauptet, unter der Treppe zu wohnen? Und warum geht seine Frau immer mehr auf Distanz?

Von Marie Hermanson, geboren 1956, erschienen zuletzt die Romane *Pilze für Madeleine* (st 4075), *Das unbeschriebene Blatt* (st 3626), *Saubere Verhältnisse* (st 3957).

Marie Hermanson
Muschelstrand
Der Mann unter der Treppe

Zwei Romane

Aus dem Englischen von
Regine Elsässer

Suhrkamp

Die Originalausgabe von *Muschelstrand* erschien 1998
unter dem Titel *Musselstranden* bei Albert Bonniers Förlag, Schweden
© Marie Hermanson 1998

Die Originalausgabe von *Der Mann unter der Treppe* erschien 2005
unter dem Titel *Mannen under trappan* bei Albert Bonniers Förlag,
Schweden
© Marie Hermanson 2005

Umschlagfoto: © Guenter Rossenbach/zefa/Corbis

Suhrkamp taschenbuch 4100

Erste Auflage dieser Ausgabe 2009

© der deutschen Ausgabe für *Muschelstrand*

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2000

© der deutschen Ausgabe für *Der Mann unter der Treppe*

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jouve Germany, Kriftel

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46100-6

1 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Muschelstrand

Kristina

Sie bewegt sich in einer grauen Welt. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Sie liebt diese Welt ohne Licht und Dunkel, eine Welt ohne Schatten, ohne Farben. Nichts ist wirklich sichtbar, und nichts ist wirklich verborgen, alles ist Ahnung, Verwechslung.

Die Geräusche der Nacht sind verstummt – das des Windes, das heisere Bellen des Rehbocks, das Rascheln der Nachtfalter – und die anderen, die Geräusche des Tages sind noch nicht erwacht. Bald kommen sie. Zuallererst die Morgenbrise in den Baumkronen, dann das Schreien der Meeresvögel, das Zwitschern der kleinen Vögel und schließlich auch der kakophonische Chor der Menschen aus Stimmen, Motoren und Musik.

Aber noch ist es still. Die Welt ruht sich aus zwischen ihren beiden Schichten, und in dieser ruhenden Welt bewegt sie sich über ein Meer, windlos und still wie ein Höhlensee. Das Kajak gleitet an der vertrauten Küste entlang, folgt den steilen Felswänden, den sanften Stränden in den Buchten, leckt sie wie eine schmale, bewegliche Zunge.

Jetzt öffnet sich das Wasser, wie eine breite Straße fließt es zwischen den Inseln hindurch und bis hinaus zum Horizont. Jenseits dieser schützenden Inseln, weit draußen im offenen Meer, sind ein paar kleine Schären zu sehen. Sie verläßt die Küste und fährt hinaus, auf die Schären zu.

Sie schafft es nur, wenn das Meer ganz ruhig ist. Manchmal ist es an Land windstill, und sie bemerkt die großen Wellen erst, wenn sie im offenen Wasser ist. Dann muß sie wieder umkehren.

Aber heute besteht keine Gefahr. Das Meer kommt ihr

vor, als könnte man es nicht befahren, so kompakt und glatt ist es. Sie ist fast erstaunt, daß das Kanu die Oberfläche zu durchschneiden vermag.

Ihr Atem und die Paddel bewegen sich im gleichen Rhythmus, die Armmuskeln schwellen an vor Kraft und Willensstärke. Sie ist eine Meerjungfrau. Nur der Oberkörper ist menschlich. Der untere Teil des Körpers bewegt sich unter ihr, gleitet passiv, verborgen in der dunklen Öffnung. Er ist ein Teil des Wassers.

Lange bevor sie ankommt, sehen sie die Vögel. Sie erheben sich als kreischende Wolke über der Schäre. Ihre weißen Federn leuchten wie von selbst in der grauen Luft. Sie kommen ihr entgegen, umringen sie, sie gleitet in die Schreie und die wirbelnden Körper.

Ulrika

Es gab kein Gartentor. Das Grundstück war immer noch offen und zugänglich. Und doch scheute ich mich davor, es zu betreten. Ich blieb zögernd stehen. Es stimmt nicht, daß es zugänglich war. Es besaß eine Art Integrität. Obwohl ich wie eine Tochter im Haus gelebt hatte, spürte ich die gleiche Unsicherheit wie damals. Die gleiche Sehnsucht, dazuzugehören, den gleichen Zweifel, ob es wirklich so war.

Alles war wie früher. Das felsige Grundstück mit seinen Eichen übte die gleiche magische Wirkung auf mich aus wie damals, als ich als Kind zum ersten Mal hier eingetreten bin. Felsig, wild, ungestutzt. Das Trapez, die Strickleiter, die Schaukel und das Lianenseil waren natürlich nicht mehr da, genausowenig wie das Baumhaus und das Seeräuberschiff, aber der Hauch von Abenteuer lag noch über der Szenerie.

Ich wußte nicht, wem das Haus jetzt gehörte. Vielleicht war es immer noch im Besitz der Familie Gattmann.

Ich ging langsam die aus Ästen gezimmerten Stufen zum braunen Haus hinauf. Es war Ende September, und ich nahm nicht an, daß so spät im Jahr jemand hier sein würde. Es war kein Auto da, und das machte mich um so sicherer. Ich ging um das Haus herum und auf die Veranda. Das Meer war intensiv blau, so blau, wie es nur im Frühjahr und im Herbst ist. Als ob da unten dicke Tinte flösse.

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und spähte durch das Fenster. Für einen Moment kam ich mir vor wie in einem absurden Traum. Ich schaute in mein eigenes Zuhause! Die übereck gestellten Sofas mit dem breitgestreiften, blauweißen Stoff. Der runde ausziehbare Eßtisch mit den merkwür-

digen Scharnieren und die Stühle mit den krummen Beinen und runden Rücken. Die Jugendstillampe an einer Kette darüber. Die Seemannskiste. Der weiße Schaukelstuhl mit dem orientalischen Kissen und dem kleinen Nackenkissen mit Troddeln. Das Regal, das hoch an der Wand um das ganze Zimmer läuft, vollgestellt mit allem möglichen Kleinkram.

Alles ähnelte so unglaublich meinem eigenen Wohnzimmer. Als der Schock nachließ, sah ich natürlich die Unterschiede, aber es war trotzdem merkwürdig. Wenn jemand mich gebeten hätte, dieses Zimmer hier bei Gattmanns zu beschreiben, ich hätte es nicht gekonnt. An die Küche erinnerte ich mich sehr gut, und natürlich an Anne-Maries Dachkammer, aber an dieses Zimmer konnte ich mich nur verschwommen erinnern, es war versunken in einer gelblichen Dämmerung hinter herabgelassenen Rollos.

Mein Wohnzimmer ist im Lauf der Jahre entstanden, und nie war ich mir bewußt, daß ich ein Vorbild dafür gehabt hatte. Aber ich muß diesen Raum in allen Einzelheiten in meinem Gedächtnis bewahrt haben, und ich habe unbewußt mein eigenes Zuhause genau so eingerichtet. Und dabei hatte ich geglaubt, mir selbst alles ausgedacht zu haben. Ich war stolz auf meine Mischung aus Altem und Neuem, darauf, daß ich keinen bestimmten Stil hatte, man mich nicht in eine Schublade stecken konnte. Besonders entzückt war ich über die Idee mit dem langen Wandregal.

Hinter mir hörte ich die schnellen Schritte der Jungen auf der Veranda.

»Kommt, ich zeig euch was«, sagte ich und hob sie einen nach dem anderen hoch, damit sie ins Haus schauen konnten.

»Macht keine Abdrücke auf die Scheibe. Seht ihr was?«

Sie nickten gelangweilt und liefen davon. Sie hatten die Ähnlichkeit mit ihrem eigenen Zuhause nicht bemerkt. Vielleicht sehen Jungen so etwas nicht.

Ich starrte immer noch durch die Scheibe. Da drinnen schien sich in vierundzwanzig Jahren nichts verändert zu haben. Es war, als sähe man direkt in die Vergangenheit.

Ich ging zur Verandatür und schaute in die Küche. Die Schranktüren waren nach wie vor blau, aber es war nicht das Blau, an das ich mich erinnerte. Sie waren in einem anderen Ton neu gestrichen worden. Die Töpfe mit den Geranien fehlten. Ansonsten war alles wie damals.

Die Jungen wurden plötzlich sehr laut, und ich machte mir Sorgen, daß sie vielleicht jemanden stören könnten. Ich ging von der Veranda hinunter und um das Haus herum. Jonatan hatte seine Angel geholt, die er an einer der Eichen abgestellt hatte.

»Wir wollten doch angeln gehen«, jammerte er ungeduldig.

»Okay«, sagte ich. »Wir gehen angeln. Ich kenne eine gute Stelle.«

Ich dachte an den Muschelstrand, dachte an die riesigen Dorsche, die Jens da herausgezogen hatte, und an die seltenen, glitzernden Male, wenn eine Lachsforelle am Haken zappelte. Ein solches Erlebnis wünschte ich Jonatan.

Wir gingen zur Straße, folgten ihr ein paar hundert Meter, und ich überlegte, wo wir abbiegen mußten. Früher ging man quer über eine Wiese, aber es gab fast keine Wiesen mehr. Niemand wollte das Heu. Es weideten keine Kühe oder Pferde mehr. Die Landschaft war nicht wiederzuerkennen. Alle unbebauten Flächen waren von Buschwerk oder Heckenrosen überwachsen. Es war eng, dunkel. Wie ein zumöbliertes Zimmer bei einem alten Menschen. Die freien Spielflächen der Kindheit gab es nicht mehr.

Ich fand schließlich die Stelle, und wir drängten uns in die Vegetation. Immer wieder mußten wir stehenbleiben und Jonatans Blinker losmachen, der sich im Zweigwerk verfan-

gen hatte. Ich hakte ihn schließlich von der Leine los, und Jonatan legte ihn in eine Schachtel zu seinen anderen Blinkern.

Ich fand die Steinmauer, durch die man hindurch mußte. Ich folgte ihr, um die Stelle zu finden, wo sie zusammengefallen war und man durchsteigen konnte. Es gab mehrere Stellen, an denen sie zusammengefallen war. Eigentlich war der größte Teil der Mauer zusammengefallen. Wir kletterten irgendwo über sie, und dann hörte der Wald auf, und wir waren draußen zwischen den heidekrautbewachsenen Felsen.

Wir waren ein bißchen zu weit nach Westen gekommen. Aber jetzt, wo wir freie Sicht hatten, wußte ich genau, wo ich war. Die Felsen waren noch genau wie damals. Hier hatte sich nichts verändert. Es wehte ein frischer Wind.

Ich erlebte wieder dieses wunderbare physische Gefühl, sich mit Gummistiefeln an den Füßen zwischen Felsen fortzubewegen. Das Berechnen des Abstands vor einem Sprung. Das Gefühl, genau so zu landen, wie man erwartet hatte, wie die Sohle gleichsam am Felsen klebt, fest genug ist, um den Stoß abzufangen, und dabei weich genug, daß der Fuß die Struktur des Untergrunds erkennt. Die Augen, die umher spähen. Wie das Gehirn ständig den besten Weg zu wählen versucht, ständig Wahl und Entscheidung. Der Körper, der so perfekt gehorcht, klettert, springt, sich beugt, sich streckt.

Für meine Söhne ist das natürlich nichts Besonderes. Sie spielen zu Hause täglich in den Felsen. Sie waren jetzt weit vor mir, ihre roten Mützen zeichneten sich gegen den Himmel ab, wenn sie ab und zu auf einer Anhöhe stehenblieben und sich zu mir umdrehten, damit ich ihnen mit einer Armbewegung die Richtung zeigen konnte.

Es war noch gar nicht so lange her, da mußte ich auf sie warten. Ich war allein einen steilen Abhang hinuntergestie-

gen und hatte mich dann umgedreht und sie nacheinander aufgefangen und über die schwierige Stelle gehoben.

Die Landschaft hier wurde vom Inlandeis geformt. Die Felsen sind durchzogen von schmalen Rissen und Schluchten, manchmal flach, manchmal abgründig, und man sieht das erst, wenn man direkt an ihrem Rand steht. Und was man – als Vegetation der Schlucht – gerade für zarte, halbmeterhohe Eichen gehalten hatte, erweist sich als die Spitzen von hohen Bäumen, deren Wurzeln zwanzig oder dreißig Meter tiefer liegen, und erst in allerletzter Sekunde stoppt man den Riesensprung, zu dem man gerade ansetzen wollte.

Solche Schluchten können ganz unterschiedliche Typen von Natur beherbergen, jede ist eine kleine Welt für sich. In den meisten wachsen kurze Eichen. Manchmal gibt es kleine Moosplätze mit Büscheln von Riedgras, Krüppelkiefen und Wollgras. In anderen Schluchten wächst eine Miniatur-Bruno-Liljeforswelt mit dunklem Tannenwald, oder eine vorgeschichtliche Landschaft mit Farnen oder einer kompakten Masse ineinander verwachsener Wacholderbüsche. Jede einzelne dieser Welten scheint direkt vom Himmel heruntergefallen zu sein und hat dann, eingesunken in den Fels, ihre Eigentümlichkeit in totaler Isolation von der Umwelt entwickelt und verfeinert.

Durch eine solche Schlucht erreicht man den Muschelstrand, es ist der einzige Weg, wenn man vom Land her kommt. Ich spähte über die Felslandschaft, um das ganz bestimmte Dach aus gemischtem Grün zu finden. Aber wir waren immer noch zu weit westlich.

Da fiel mir plötzlich eine andere dieser Schluchtenwelten ein. Eine Welt mit grünem Gras und Kiefern. Anne-Marie und ich haben dort einmal einen Schatz vergraben. Wir hatten alles mögliche in eine Teedose aus Blech gesteckt und sie vergraben.

Plötzlich hatte ich große Lust, diesen Schatz zu finden. Ich lief schneller, holte die Jungen ein und teilte ihnen meine neuen Pläne mit.

»Wir suchen einen Schatz«, sagte ich. Sie waren ein bißchen mißtrauisch, wollten mir jedoch bei der Suche helfen.

»Es müssen Kiefern sein«, sagte ich. »Kiefern und grünes Gras. Und ein Kirschbaum.«

»Wie sehen Kiefern gleich wieder aus?« fragte Max.

Eigentlich wußte ich überhaupt nicht, wo diese Schlucht lag. Kiefern, grünes Gras und ein wilder Kirschbaum, das war alles, woran ich mich noch erinnerte. Ich sah schnell ein, daß es keinen Sinn hatte. Ich blies die Schatzsuche ab, und wir gingen weiter nach Osten Richtung Muschelstrand. Diese Schlucht konnte man nicht verfehlen. Man muß nur der Küstenlinie folgen, dann kommt man hin. Aber man darf nicht zu nah am Meer gehen, weil die Klippen fast senkrecht ins Wasser abfallen, ich paßte deshalb gut auf die beiden Jungen auf.

Wir fanden die richtige Stelle und rutschten in der Hocke auf den Schuhsohlen den Felsen hinunter und landeten in einem raschelnden Teppich aus vorjährigem Laub. Ein ausgetrocknetes Bachbett. Eiche, Eberesche und Holunder. Gealterte Erlen mit aufgesprungener Rinde und grauem Moos. Geißblattranken, die sich mit solcher Kraft um die Baumstämme gewunden hatten, daß sie tiefe Spuren in der Rinde hinterlassen hatten.

Max schrie laut, weil Jonatan ihm aus Versehen einen Zweig ins Gesicht gepeitscht hatte. Ich wollte ihn trösten, aber er stieß mich weg.

»Hier gibt es überhaupt kein Meer«, schimpfte er und sah mich aus seinen großen sechsjährigen Augen an. Skeptisch, mißtrauisch, fast ängstlich. War seine Mutter verrückt geworden? Sie schaute bei fremden Leuten zum Fenster hinein.

Sie ließ ihn nach einem Schatz suchen, den es gar nicht gab. Sie sagte, sie würden ans Meer gehen und angeln, und dabei führte sie einen immer tiefer in einen Urwald aus böartigen klammernden und peitschenden Zweigen.

»Wir sind gleich da«, sagte ich und setzte ihm die Mütze auf, die er eben verloren hatte. Ich setzte sie verkehrt herum auf, wie er es gern hat, aber es war doch falsch, denn er nahm sie sofort wieder ab und setzte sie mit einem Seufzer richtig auf.

»Okay«, sagte er gefaßt. »Gehen wir?«

Wir kamen zu einer dichten Mauer aus Wacholder und Schlehen. Wenn man da steht, meint man, kilometerweit vom Meer entfernt zu sein, gefangen in einem tiefen Wald. Und doch ist es nur diese Mauer, undurchdringlich, ohne Lichtspalten, die einen vom Strand und vom Meer trennt. Man riecht das Salz, hört das Plätschern der Wellen, hört auch den Wind, obwohl es da, wo man steht, völlig windstill ist.

Früher kam man ganz links an der Felswand durch. Ich stellte fest, daß es immer noch ging. Wir drückten uns an den Fels, schoben die nadeligen Zweige zu Seite und schlüpfen hinaus in das blendende Licht.

Die Jungen rannten über den kleinen Sandstrand, Berge von Muschelschalen knirschten unter ihren Füßen. Das Wasser war kristallklar. Wie kleine weiße Inseln leuchtete der Sand zwischen den Muschelkolonien. Als Kind war ich oft mit den Geschwistern Gattmann hier, wir sammelten große, wohlgenährte Miesmuscheln, die wir direkt am Strand in einer Blechbüchse mit Meerwasser über offenem Feuer kochten.

Jonatan wollte sofort angeln, und ich zeigte ihm den großen quaderförmigen Steinblock am anderen Ende des Strandes, wo das Wasser tief ist.

Der Meeresboden ist hier merkwürdig. Vom Strand aus erstreckt sich fächerförmig ein flaches Stück, dann fällt der Boden plötzlich tief ab, so daß einem beim Baden das Wasser eben noch bis zum Knie reicht und beim nächsten Schritt bereits bis zur Brust. Ein Kind könnte nach dem Höhenunterschied überhaupt nicht mehr stehen. Für jemanden, der nicht schwimmen kann, ist es ein lebensgefährlicher Badeplatz. Bei meinen Forschungen bin ich mehrfach auf Sagen aus dieser Gegend gestoßen, die von einem bösen, weiblichen Meereswesen berichten, das in einer Bucht wohnt und die Leute unters Wasser zieht. Das könnte diese Bucht sein. Man kann sich vorstellen, daß jemand hinauswatet, um Muscheln zu sammeln, und plötzlich in die Tiefe gerät und ertrinkt. Für den, der das Unglück vom Strand aus beobachtet, muß es ganz unerklärlich sein. Ich kenne mich in Geologie nicht aus, aber ich glaube, daß der plötzliche Höhenunterschied mit den riesigen Steinblöcken zu tun hat, die wie aufgestapelt an der Bergseite liegen und dann weiter über den Strand und bis ins Wasser. Ein Werk des Inlandeises. Ich vermute, daß unter dem Muschelsand des Strandes und des flachen Stücks große Felsbrocken liegen, die die Bucht ausfüllen, und daß die plötzliche Tiefe die Kante eines solchen Blocks ist.

Die Jungen kletterten auf den riesigen Steinen herum. Ich rief ihnen zu, vorsichtig zu sein. Man hat das Gefühl, als könnten diese Steinblöcke jeden Moment wegrollen. Es ist ohnehin merkwürdig, daß sie in dieser steilen Lage so liegenbleiben, wie sie liegen. Als hätte eine Zauberformel das Herabstürzen mitten in der Bewegung eingefroren. Natürlich ist nach Tausenden von Jahren alles ziemlich stabil. Aber die Blöcke sind uneben, man kann danebentreten, ein Kinderkörper kann leicht in den dunklen Zwischenräumen verschwinden.

Meine Warnungen perlten an ihnen ab wie Wasser. Sie rannten herum, als seien sie zu Hause in der Küche, und ich atmete auf, als sie endlich zu dem Felsblock gingen, den ich ihnen als Angelplatz angewiesen hatte.

Jonatan machte den Blinker fest und warf die Angel aus und holte sie wieder ein. Er hatte seine Angel im letzten Sommer bekommen. Es hat noch nie etwas angebissen, obwohl ich zu Gott bete, daß er endlich einen Fisch fängt. Max kickte gegen Muschelschalen am Strand und zertrat sie mit den Absätzen. Sein Verhalten löste gemischte Gefühle in mir aus. Ich verstand seine Begeisterung über das knirschende Geräusch, gleichzeitig berührte mich seine Zerstörungslust unangenehm. Es waren so schöne, matte, blauweiße Muscheln! Ich überlegte, ob ich ihm wieder eine meiner ewigen Ermahnungen zurufen oder lieber wegschauen sollte. Ich entschied mich für letzteres und sah, daß Jonatans Angel sich am Grund verhakt hatte. Ich ging zu ihm, und nach vielem Zerren und Ziehen mußte ich die Leine abschneiden und einen neuen Blinker befestigen.

Als ich zum Strand zurückkam, war Max weg. Er konnte nicht weit sein. Oben bei den Felsblöcken war er nicht. Um diese Jahreszeit würde er nie ins Wasser gehen, oder vielleicht doch? Nicht, ohne daß ich es gemerkt hätte. Ich rief ihn, bekam aber keine Antwort. »Hast du Max gesehen?« fragte ich Jonatan.

»Ich habe ihn gerade noch gesehen«, sagte er. »Dort.« Er zeigte auf die Felsblöcke. Ich rief noch einmal.

Als ich das fünfte oder sechste Mal seinen Namen gerufen hatte, erschien plötzlich eine rote Mütze an einem unzugänglichen Platz oben im Felsgeröll. Eine Veränderung in meiner Stimme, ein gellender Unterton von Panik brachte ihn dazu, sich zu erkennen zu geben.

Der Anblick seines strahlenden Gesichts machte mich so

froh, und ich reagierte gar nicht darauf, daß er sich eigentlich an einer unmöglichen Stelle befand, ganz oben zwischen den höchsten Felsbrocken.

»Da bist du ja!« rief ich, ganz wirr vor Mutterliebe.

»Wie bist du denn da hingekommen?« fragte Jonatan, der klarer dachte.

Max lachte nur.

Und dann verschwand er wieder, wie verschluckt von den Riesensteinen. Da es dauerte, bis er wieder auftauchte, wurde ich sofort wieder unruhig.

Jonatan hatte die Angel weggelegt und sich zu der Stelle aufgemacht, wo Max gerade zu sehen gewesen war. Er mußte bald aufgeben. Der Höhenunterschied zwischen den Steinblöcken war zu groß, um bis nach oben klettern zu können. Aber wenn Jonatan mit seinen neun Jahren es nicht schaffte, wie hatte es dann sein sechsjähriger kleiner Bruder geschafft?

»Max!« schrie ich. »Hör auf mit dem Unsinn, komm heraus! Es ist gefährlich zwischen diesen Felsblöcken! Max!«

Im nächsten Moment hörte ich direkt neben mir ein Lachen. Da saß er zwischen den Muschelschalen zu meinen Füßen und lachte, daß er sich beinahe überschlug, und warf Hände voll Sand in die Luft. Ich starrte ihn bloß an. Sein Auftauchen hatte etwas Übernatürliches.

»Wie bist du hierhergekommen?« fragte ich.

Jonatan, der einige Abenteuerfilme gesehen hatte und Computerspiele kannte, erfaßte die Situation klar.

»Du hast eine Höhle gefunden! Einen Höhlengang vom Strand durch den Fels nach oben. Warte, ich komme auch.«

»Hier gibt es keine Höhle«, sagte ich. Das war der Spielplatz meiner Kindheit. Ich kannte ihn wie meine Hosentasche.

Und es war nicht nur ein Spielplatz. Es war ein sehr spe-

zieller Ort, auch aus anderen Gründen. Hier, am Muschelstrand, hatten wir Maja gefunden, Anne-Maries kleine Schwester, die im Sommer 1972 verschwunden war. Nach ihrem Verschwinden kamen wir nie wieder her, aber davor waren wir so oft hier, daß ich mir einbildete, jeden Stein zu kennen, jede Schlucht, jede Farbveränderung des Felsenmooses.

Max kletterte auf den nächstgelegenen Felsblock und dann weiter in einen schmalen Spalt. Jonatan sah ihm nach und folgte ihm sofort.

»Komm doch auch, Mama«, rief er aus der Tiefe. »Hier unten ist ein langer Gang. Man kann den Berg hinaufkriechen. Unter den Steinen. Man kann hinaufschauen. Ich kann den Himmel sehen. Es ist ganz toll.«

Ich hörte ihre Stimmen aus dem Geröll heraus und versuchte, ruhig zu bleiben. Wieder mußte ich mir einreden, daß die Felsbrocken fest verkeilt waren. Wenn sie Tausende von Jahren stillgehalten hatten, dann würden sie auch noch das Weilchen liegen bleiben, das meine beiden Söhne brauchten, um da unten entlangzukriechen. Und doch war der Gedanke erschreckend, daß sie diese Steinmassen über sich hatten, und ich atmete auf, als sie aus einer Öffnung geklettert kamen und mir von der hohen, unzugänglichen Stelle aus zuwinkten, wo Max sich zuvor gezeigt hatte.

Die Jungen krochen in dem Gang ein paar Mal hin und her. Ich legte mich auf den Felsblock am Strand und schaute in den breiten Spalt, der der Eingang des Ganges war. Ich sah Muschelschalen, eine flaumige Möwenfeder und Sand. Und einen dunklen Raum unter dem seitlichen Felsblock. Nicht im Traum wäre mir eingefallen, da hinunterzuklettern und hineinzukriechen. Ich habe Angst vor engen Räumen.

Jonatans Beschreibung war falsch, es war keine Höhle. Es war einfach nur ein Raum unter den Felsblöcken, gebildet

von kleineren Steinen, die die großen trugen. Und warum hatten Anne-Marie und ich bei unseren unzähligen Besuchen am Strand diese Merkwürdigkeit nicht entdeckt, auf die meine Söhne nach einer Viertelstunde gestoßen waren?

Weil uns nie in den Sinn gekommen wäre, in so einen Spalt zu klettern. Wir waren vielleicht nicht so mutig oder interessiert oder zu dumm, um uns solchen Gefahren auszusetzen.

Es ist doch merkwürdig, wieviel die Kinder für einen entdecken. Oft denke ich, ich lerne mehr von ihnen als sie von mir.

Im nächsten Moment machten die Jungen da unten einen fürchterlichen Lärm. Ich hörte ihre Stimmen durch die Öffnungen.

»Mama! Wir haben einen Höhlenmenschen gefunden! Ein Skelett!«

»Das ist bestimmt ein Tier«, sagte ich. »Vielleicht ein Nerz. Es gibt hier viele Nerze.«

»Dann schau doch mal!« hörte ich Jonatans Stimme, jetzt von weiter weg. Ich sah zum Felsblock hinauf, und wieder zeigte sich ein Kopf an der unmöglichen Stelle. Aber dieses Mal war es kein blonder Bubenschopf mit roter Mütze, der mich zwischen den Riesenblöcken angrinste. Es war ein braugelber menschlicher Schädel mit leeren Augenhöhlen.

Das Auto der Polizisten war neu und fuhr weich und leise. Ich saß vorne.

»Und was machen Sie beruflich?«

Von der Polizeistation nach Tångevik war es ein ganzes Stück zu fahren, und wir mußten irgend etwas reden. Wir fuhren in einem normalen Auto, keinem Polizeiauto. Die Polizisten trugen Freizeitkleidung und sprachen Dialekt.